



Die

Szilárd Borbély

Mittel

Roman Suhrkamp

losen

»Na, na, halten Sie Ihr Mundwerk im Zaum«, murren die neuen Herren. Doch auch sie wollen keine Scherereien. Davon hat es genug gegeben. Die Kulaken haben sie bereits aus den Lagern entlassen. Die meisten sind dann fortgezogen. Sie hielten es im Dorf nicht länger aus. Leid tat es niemandem, man musste ihnen nicht länger in die Augen sehen.

Die Zierbäume wurden gefällt, die Gebäude des Meierhofs abgerissen. Dort, wo einst die Kastanienallee war, wurde das Haus der Partei errichtet. Von dem Gutshof spricht keiner mehr. Es herrscht tiefes Schweigen.

»Die Bauern verstehen sich aufs Schweigen«, sagt meine Mutter immer.

Über die Vergangenheit darf man nicht reden. Die alten Zeiten, wie es heißt. Worüber wir schweigen, das existiert nicht.

Macht endlich Schluss mit dem Gewesenen
..., singen sie unter der Leitung des Kantors,
wie auf Beerdigungen.

Am Tag trägt meine Mutter die Haare zu
einem Dutt gebunden. Wenn sie ihn löst, wird
es Nacht. Ich kämme ihr die Haare. Ich mag
es, sie zu kämmen. Die glänzenden Strähnen
gleiten durch die breiten Ritzen im
Hornkamm. Sie schimmern wie die Nacht.
Der Himmel ist voller Sterne, und ihre Haare
riechen gut. Sie riechen nach Gras. Nach
Brot. Nach Milch. Der Hornkamm ekelt
mich. Er erinnert mich an geschlachtete
Tiere. Zwischen den Zinken klebt immer
schwarzer Schmutz. Fettige Schuppen und
Staub, das klebt zusammen. Die Frauen

binden die Haare unter dem Tuch zu einem Knoten. Sie stecken es mit einer Hornklammer zusammen. Tagsüber verbirgt auch meine Mutter ihr Haar. Meine Schwester noch nicht. Samstags waschen wir Haare. Am Abend stellen wir den Waschtrog auf den Fußboden in der Küche. Auf der Kochplatte machen wir das Wasser heiß, und dann baden wir einer nach dem anderen. Zuerst meine Schwester, dann ich und zuletzt meine Mutter. Die Haare waschen wir mit Ölshampoo. Mit dem Litertopf spülen wir es aus. So riechen wir alle gleich.

Wenn ich durch die Tür trete, bemerke ich es sofort. Bei anderen riecht es anders. Jetzt gehen wir in den Wald, um Reisig zu holen. Meine Mutter trägt ein dunkles Kopftuch. Ein dickes Wolltuch. Das dicke graue Tuch. Jetzt

hat sie es auch unterm Kinn festgebunden wie die Alten. Damit es die Ohren wärmt. Denn es ist noch kalt. Ich friere immer, ich halte meine Mutter an der Hand. Ihre Hand ist warm, meine eiskalt. Wenn sie etwas schleppt, stecke ich meine Hände in die Taschen. Sie schleppt immer etwas. Meine Finger wärme ich dann in meinen Taschen. Meine Fingernägel frieren. Ich verstehe nicht, wie Nägel frieren können. Darüber denke ich nach, während ich mit meiner Mutter Schritt zu halten versuche. Im Sommer nach der Ernte gehen wir immer Ähren sammeln. Ich denke daran, wie schön es wäre, wenn schon Sommer wäre. Die meisten Ähren findet man am Rande des Stoppelfeldes. Wenigstens ist es dann warm. Aber das mag ich auch nicht.

»Euch ist nichts gut genug. Würde man euch mit einer Nadel in den Hintern stechen, fändet ihr das auch nicht gut«, sagt meine Mutter. Und lacht. Als hätte sie etwas Witziges gesagt. Es war nicht witzig.

Wir laufen auf dem Gehweg, und ich schlottere. Ich schlottere ständig. Meine Hände frieren, und meine Zehen in den Schuhen. In den Maschen des Drahtzauns zeichnet der Raureif die Spinnennetze nach. Jetzt sind die wirren Linien gut zu sehen. Ich spiele und stoße die Spitze meines Zeigefingers hinein, und sie verschwinden wie durch einen Zauber. Es genügt, einen Faden zu zerreißen, und das Ganze zerfällt. Die Fäden reißen, die an Kristallzucker erinnernden Körnchen des Reifs rieseln zu Boden. Weil sie den Draht schwirren hören,